

Notizen aus Griechenland

Autor(en): **Lernet-Holenia, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **22 (1954-1955)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758576>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

NOTIZEN AUS GRIECHENLAND

Von Alexander Lernet-Holenia

I

Der heilige Weg

Bei uns auf dem Lande gibt es einen steilen Felsen, der da und dort überhängend am Fuß eines hohen Berges in den See stürzt; und zwischen dem Felsen und dem Berge schneidet ein kleines Tal oder, wenn man will, eine Art Paß den Felsen deutlich vom Berge ab und macht ihn zu einem umfriedeten Gebiet, das nicht allein als Vorberg von Bedeutung ist — vielmehr scheint es wirklich ein ganz eigener, durch den Paß abgegrenzter Bezirk zu sein. Nicht zwar, daß er sich schon durch seine Vegetation vom eigentlichen Berge unterscheidet, etwa wie sich in der Nähe Wiens, charakteristischerweise, gewisse föhrenbestandene Felshügel finster von den freundlichen laubtragenden Höhen ihrer Umgebung abheben, als seien sie stehengebliebene Schollen einer untergegangenen Welt: hier wehen, hüben wie drüben, dieselben Fichten im Bergwind, rauschen die gleichen Buchen und Ahorne, und allenthalben wuchern ganz ähnliche Arten von Enzianen und von Teppichen aus Berggräsern und Blaubeerkraut; aber die eigentümlichsten Felsbildungen, die seltsamsten, nierenartig quellenden Gesteine, wie sie der Berg kaum kennt, weist das Vorgebirge auf, und von größeren und kleineren Höhlengängen ist es wie ein Schwamm durchzogen. Ja selbst die Umrisse riesenhafter Tierbilder scheinen, sei's nun von der Hand der Natur, sei's von irgendwelchen gewaltigen Geschlechtern der Vorzeit, in den Absturz der Felswand gegraben und spiegeln sich im See, so daß das ganze Gebiet von alters her in den Ruf der Heiligkeit gekommen ist, wofür eine Einsiedelei im Hochtal, eine Kapelle nahebei, wo wunderwirkendes Wasser aus dem Boden quillt, sowie weitere Kapellen und eine Anzahl von Bildstöcken in der Bergschlucht noch immer sprechen.

Doch ist freilich all dieses Christentum nur ein Mäntelchen, das einem viel älteren, ja überhaupt schon Gott weiß wie weit zurück-

reichenden Heidentume zu guter letzt noch mag umgehängt worden sein. Denn daß hier vorchristliche Kulthandlungen stattgefunden haben, scheint gewiß. Anders nämlich hätte ja auch das Christentum nicht für nötig erachtet, sich in dieser Wildnis anzusiedeln und sie zu weihen. Wer aber waren die Menschen gewesen, die ursprünglich, zu bestimmten Zeiten des Jahres, aus dem flachen Lande hier hereingekommen sein mochten, um anzubeten und Opfer zu bringen? Wie lange schon waren diese Zeiten dahin, und zu welchen inzwischen längst vergessenen Göttern oder Dämonen war damals gebetet worden? Ja, hatten denn diese vorgeblichen Beter überhaupt gebetet und gefleht? Beschworen, bannten, verwünschten und verzauberten sie nicht weit eher, als daß sie beteten und flehten, wenngleich eines für sicher gelten kann: daß sie opferten. Was jedoch opferten sie? Früchte, Tiere, Menschen oder gar: sich selbst?

Wir wissen es nicht und werden es wohl auch nie erfahren. Doch gleichviel, ein Hauch der Handlungen jener längst vergangenen Toten, ein Atem ihres Wesens weht noch immer um die heilige Stätte. In der Schlucht, die den Vorberg vom Berge scheidet, führt jetzt der Pfad, auf welchem die christlichen Pilger an den Weih-tümern vorbeiziehen. Der heilige Weg der Heiden aber, so will uns scheinen, hat anderswo und auch gar nicht über den Paß hinweg und wieder hinab, sondern auf die Höhe des Vorbergs geführt, um dort zu enden, gleichsam als seien die Opfer von solcher Art gewesen, daß es danach weder ein Weiter noch eine Wiederkehr gegeben habe. Zwischen dem Passe nämlich und dem Absturz des Felsens, in den eigentlichen Rücken des Vorbergs also, ist ein weiteres Tälchen gegraben, und in dieses fühlen wir uns, sobald wir auf die halbe Höhe des Passes gelangt sind, auf eigentümliche Weise hineingelockt und hineingezogen. Seewärts zweigt hier, versteckt und verwachsen zwar, aber dennoch unverfehlbar, der Weg der Vorzeit von dem der Gegenwart ab. Die Bildung des Bodens, der einer Rinne gleicht, die Formen der Felsen, die den Wanderer wie Ufer begleiten, führen ihn auf eine viel selbstverständlichere Weise als der Pilgerweg in die Wildnis, und nach wenigen Schritten schon merken wir klopfenden Herzens, daß wir ganz im Banne des Heidentums stehen. Die Natur ringsum zwar unterscheidet sich, scheint es, in nichts von der des Pilgerwegs. Zugleich aber zieht uns auch alles und jedes, das sanfte Sausen der Fichten, das Flüstern des Laubs, das Fallen der Tropfen von den Felsenwänden, das Dahinhuschen stummer Vögel, auf viel unheimlichere und zugleich vertrautere Art mit fort, als es der Pilgerweg je vermöchte. Nirgends findet sich irgendein *deutlicher* Ueberrest der Vorwelt,

eine *wirkliche* Spur der Vergangenheit; doch scheint die ganze Luft erfüllt vom Wehen seltsamer Schatten, von durcheinanderbewegten, glitzernden Gestalten im unsichtbaren Sommerwind. Wohin wandern sie wohl, wohin ziehen sie mit uns? Aus dem Flachland sind sie, wie einst, mit uns gekommen. Nun schreiten wir neben ihnen her durch Waldmulden und über Steine, die wie Treppenstufen gesetzt sind und wo ein Steig schon seit jeher geführt haben *muß*; wir gehen durch das Tälchen, den Opferpfad, den heiligen Weg hinan, bis er sich im Dickicht verliert, bis die Senke verflacht, bis wir, auf dem Gipfel des Felsens, nichts finden als etwa eine verlassene Feuerstätte und wiederum nur flüsterndes Gras und das Wehen des Windes . . .

Unheilig sind längst schon die Wege, welche die Welt nun geht; doch zahllose heilige Wege ist die Menschheit vor Zeiten gegangen. Verwachsen und ganz vergessen sind die meisten von ihnen, im Walde versunken und im Staube der Felder verweht. Ihrer einigen aber waren dennoch gesetzt, zu dauern; sie währen noch jetzt, mit schallenden Platten gepflastert und ganz zu Stein erstarrt wie der heilige Weg auf Delos, den die Marmorlöwen begleiten, wie der Pfad der Beter in der «von der Brandung erdonnernden Au von Kyrene» und wie die Sphinxalleen, die in Aegypten zu den Tempeln führen, oder wie die geweihten Straßen über das Forum der Römer, auf die Hochstadt von Athen und durch Delphis und Dodonas heilige Bezirke. Ihnen allen aber, selbst den berühmtesten und unvergänglichsten, scheint ein Heimweh anzuhafte nach den vergessenen und versunkenen heiligen Wegen im Wald, und bei ihrer jedem, unter der funkelnden Sonne des Südens und in unsäglich herrlichem Licht, gedenken wir der regenumrauschten Wege in unserer Heimat, die auch die Heimat dieser Wege war. Denn von wo wir selbst nach dem Süden gereist sind, um zu bewundern und anzustauen, ist ehemals auch die Art gekommen, dergleichen Wege zwischen Schatzhäusern und Opferstätten, zwischen Tempeln und Heiligtümern hinzuführen, damit man auf ihnen einherziehe, anbete und bewundere. Längst sind Aegypter und Kreter, Jonier und Dorer dahin, und wenngleich sie, verglichen mit jenen, welche in unvordenklichen Zeiten die Wege im Walde gegangen, erst wie seit gestern dahin sind, sind doch auch sie schon wie seit immer dahin. Auch die Welt hat seither die Ehrfurcht vor dem Hohen und Heiligen verlernt und geht ihre Wege, die Wege der Welt, als sei es seit jeher. Wird sie aber zurückfinden auf die Wege von einst? Das haben wir uns schon daheim auf jenem Weg im Walde gefragt, und das fragen wir uns wieder beim Anblick all dieser heiligen Wege.

II

Die Insel der Aphrodite

Trifft der Südwestwind, der fast Tag um Tag über das Mittelmeer weht, auf die Insel Zypern, so stößt er bei Paphos an ein breites Ufer, das ihm genau entgegensteht; und so alt die Küste, so ewig das Meer ist, so lang schon schlagen hier die Wellen in die felsigen Buchten, fröhlich glitzernd am Morgen, schläfrig unter den heißen Schleiern des Mittags und mit grollendem Donnern um die Abendzeit; sie spülen um die Klippen und umschwemmen die Steine, laufen den Strand hinauf, fließen rieselnd zurück und wälzen den Tang hin und her, wie Seide rauscht der Schaum in der Sonnenglut, und wie Sterne sprüht er in den Nächten. So brandet hier das Meer, so hat es seit jeher geschäumt, und so wird es rauschen auf immer. Auch habe hier, heißt es, längst ehe Pelasger und Jonier, Assyrer und Ptolemäer den Fuß auf die Insel gesetzt, ebendieses Meer aus seinem Schaume die Göttin der Liebe geboren. Hier hätten sich, sagt man, die Mengen knisternder Blasen zu perlmutterfarbenen Formen, die Fluten zu Fleisch verdichtet; eine Zeit noch sei der ambrosische Leib, wie ein gestrandeter Delphin, hin und her gewälzt worden, bis die schaumgeborene Aphrodite zu sich gekommen und aus den Wogen aufgestanden sei. Danach habe sie sich das Wasser aus den Haaren gewunden und sei landeinwärts geschritten.

Hier hatte auch ihre erste geweihte Stätte gestanden, ehe Zypern von den Phöniziern genommen worden war und die Griechen ihr ein zweites Heiligtum zu Knidos errichteten. Danach setzten sich die Perser in den Besitz der Insel, und ihnen wiederum ward sie von den Makedoniern entrissen. Den Makedoniern aber folgten die Römer. Sie machten Paphos zur Hauptstadt von Zypern, und als die Apostel Paulus und Barnabas auf einer ihrer Reisen, bei Salamis, nicht weit von Famagusta, gelandet waren, suchten sie auch Paphos auf und bekehrten dort den kaiserlichen Statthalter (der auch Paulus hieß, nämlich Sergius Paulus) zum Christentum. Byzanz herrschte über die Insel bis ins zwölfte Jahrhundert. Dann ward sie von Richard Löwenherz, der das Kreuz genommen hatte, erobert. Zu Limassol vermählte er sich mit Berengaria von Navarra. Ihm folgte das Haus Lusignan im Königtume nach. Sechzehn Jahre auch weilten die aus dem Heiligen Lande vertriebenen Johanniter auf Zypern, dann kamen die Genuesen, schließlich die

Venezianer zur Macht. Unter den Venezianern soll Othello Befehlshaber von Famagusta oder zumindest des Kastells, das jetzt noch den Hafen beherrscht, gewesen sein und ebendort Desdemona erwürgt haben.

Im Sommer des Jahres 1570 begannen die Türken, Famagusta zu belagern. Die Venezianer, unter dem Befehl Nicolò Dandolo, hielten wochenlang stand, hofften sie doch, daß ihnen ihre Flotte, die bei Rhodos lag, zu Hilfe kommen werde. Aber der türkische Oberbefehlshaber Lala Mustapha wußte es besser. Er wußte, daß die Führer der Flotte uneins waren und daß sich die Schiffe nicht in Bewegung setzen würden. So nahm er sich denn die Zeit, die vier Hauptforts der gewaltigen Umfassungsmauern der Hafenstadt, Podocalera nämlich, Constanza, Davila und Tripoli, sturmreif zu schießen; und nach einer Belagerung von sechs Wochen nahmen seine Janitscharen Constanza und Davila. Damit waren die Venezianer verloren, und auch daß Don Juan d'Austria, ein Jahr später, zweihundert türkische Galeeren bei Lepanto vernichtete und einen beispiellosen Seesieg davontrug, brachte die Stadt, brachte die Insel den Christen nicht mehr zurück.

Sie blieb dreihundert Jahre lang türkisch, und wenn irgend etwas an der Herrschaft der Türken zu loben sein möchte, so ist es der Umstand, daß sie sich, hier wie anderswo, nicht einmal um die Trümmer dessen kümmerten, was in Trümmer fiel, weil niemand auch nur im entferntesten daran dachte, sich darum zu kümmern. Ja, während an andern Orten sogar die Ruinen erstürmter Städte verschwunden sind, weil die Steine, aus denen sie bestanden hatten, zum Bau neuer Häuser verwendet wurden, waren in Famagusta selbst die Ruinen ungeschoren geblieben. Denn niemand baute hier neue Häuser. So erinnert es denn in etwa an die alte Stadt Panama, die gleichfalls, nämlich durch den Flibustier Morgan und eine Handvoll seiner Leute, genommen, verbrannt und von niemandem wieder aufgebaut worden ist. Ebenso reinlich liegt sie nun im Urwald da wie Famagusta zwischen Meer und Ziegenweiden. Inschriften an den Mauerresten der spanischen Pflanzstadt mahnen noch immer an den furchtbaren Tag der Eroberung, «el dia de la entrada de Morgan», und in Famagusta haben die Türken sogar die Mühe gescheut, die Marmortafeln mit den Löwen von San Marco und mit den Namen der Mocenigo und der Priuli aus den Bastionen zu brechen. Hier wie dort umfassen die Wälle eigentlich nur noch Kirchen- und Palastruinen; die Wohnhäuser jedoch, die aus viel weniger widerstandsfähigem Material errichtet gewesen sein müssen als jene, sind verschwunden, und ihre Stellen sind wieder zur Landschaft geworden, dort zum wilden

Wald und hier zu kakteenbestandenen, nach Gewürzen duftenden Wiesen.

Es ist seltsam, daß England erst in demjenigen Moment in den Besitz von Zypern gelangt ist, in welchem so gut wie alle seine andern Kolonien begonnen haben, sich vom Mutterland zu lösen. Vielleicht aber liegt Zypern in einem viel zu vergessenen Winkel des Mittelmeeres, als daß es sich wichtig genug hätte nehmen können, um Widerstand gegen den Zugriff Englands zu leisten. Zwar gibt es Leute auf Zypern, die gerne gesehen hätten, daß die Insel zur Türkei oder zu Griechenland geschlagen worden wäre. Aber ihre Zahl ist gering, und weder Griechenland noch die Türkei sind, zumindest im Augenblick, stärker als England; sie sind es trotz allem nicht, sie werden es wohl auch nie mehr werden, weil ja sie selber um Jahrhunderte, um Jahrtausende älter als England sind, und so wird denn die Insel wohl noch auf eine Zeit die letzte Erwerbung der ermüdenden Beherrscherin der Meere bleiben.

Großartig ist der Blick von den Wällen von Famagusta auf dieses von den Briten noch beherrschte Meer. Durchsichtig hell, auf einem Grunde von weißem Sand und braun und grün überwucherten Steintrümmern schlagen die Wellen an den Fuß der Mauern. Weiter hinaus dehnt sich die Flut saphirfarben in die Ferne, und jenseits der Bucht von Salamis verliert sich die olivenbestandene Ebene von Mesaoria, verdämmern die föhrenbestandenen Gebirge von Karpas im Duft. Wohin sind nun Assyrer und Perser, Apostel und Kreuzfahrer, die Lusignans und die Dogen! Was gilt jetzt noch der Jubel über ihre Siege, die Schmach der Unterworfenen, all ihr Mut, all ihre Hoffnung auf den Himmel, die Eifersucht Othellos und das Leid der Desdemona! Nur die Insel und das Meer sind geblieben, nur der Schaum des Meers ist noch immer der gleiche, der die Göttin geboren hat und immer noch gebiert, am Vorgebirge von Paphos und in den Herzen der Menschen.

III

Delphi

Hier in Delphi, heißt es, habe vor Zeiten der aus den beschneiten Hochgebirgen Lykiens heranziehende Apollon den riesenhaften Drachen Typhon erschlagen und in einen Erdsplatt geworfen, wo die Leiche verfault sei, weshalb man dem Orte den Namen Pytho gegeben habe. Denn pytho heißt: ich lasse verfaulen. Delphi aber

bedeutet: Mutterschoß. Aus dem Mutterschoße der Erde war, als Dampf, der Gestank des verfaulenden Ungeheuers gestiegen und hatte die Priesterin berauscht, die auf einem Dreifuß über dem Erdspalt gesessen und geweissagt hatte. Das bedeutet aber, daß hier eine chthonische, wahrscheinlich noch pelasgische Gottheit von einem offenbar äolischen Lichtgott verdrängt worden ist; und in der Tat erfahren wir, es sei ursprünglich die Göttin der Erde in Delphi angebetet worden. Apollon aber, wenngleich er stark genug gewesen war, sie zu unterdrücken, vermochte dennoch nicht, auch zu weissagen wie sie. Zu weissagen war vielmehr noch immer bloß die Erde imstande. Im Grunde war also auch die Pythia gar nicht Apollons Priesterin, sie war eine Priesterin der Gaia geblieben, und was sie sagte, deutete Apollon, durch den Mund seiner eigenen Priester, bloß aus.

Wo jener Erdspalt gewesen ist, weiß man nicht mehr. Es wird aber angenommen, er habe sich unter dem Apollotempel befunden. Doch ist er nun nicht mehr vorhanden, und es deutet im ganzen Tale auch nichts darauf hin, daß es einen solchen Spalt, aus welchem berauschte Dämpfe hätten steigen können, jemals gegeben habe. Vielleicht also hat es ihn in der Tat nicht oder wenigstens nicht hier, wohl aber an anderem Orte geben. Denn die heiligen Stätten der Griechen haben die Eigenschaft gehabt, die Wanderungen des Volkes, das durch Jahrtausende unterwegs gewesen ist, mitzumachen. Wo das Volk auf riesenhafte Eichen gestoßen war, hatte es sich ein neues Dodona geschaffen, und wo Dämpfe aus dem Boden gequollen waren, ein neues Delphi. Als das Wandern aber zum Stillstand gekommen und die Eiche im letzten Dodona verdorrt war, hatte man dort nicht mehr aus dem Rauschen des Wipfels und aus dem Gurren der wilden Tauben, die ihn umflogen hatten, geweissagt, sondern aus dem Klang eines ehernen Beckens und durch den Mund von Priesterinnen, deren eine auf einer Weihegabe eine Taube in der Hand trägt, was die alte Vermutung bestätigt, daß die Priesterinnen und die Tauben, beide Peleides heißen, gleichzusetzen gewesen seien; und als man im letzten Delphi keinen Erdspalt mehr gefunden hatte, aus welchem Dämpfe gequollen wären, war die Pythia entweder mit künstlichen Dämpfen oder mit Drogen, wahrscheinlich jedoch mit beidem zugleich, berauscht worden.

Sie habe sich, heißt es, nachdem sie in der Kastalischen Quelle gebadet, dreitägigem Fasten, dem Kauen von Lorbeerblättern und einer Fülle religiöser Zeremonien hingeben müssen, ehe sie sich in den Tempel verfügen durfte; und bei ihrem Kommen erschütterte Apollon das ganze Heiligtum und ließ es bis in die Grund-

festen erbeben. Ihren Sitz auf dem mit einer Schlangenhaut bedeckten Dreifuß nahm die Priesterin im sogenannten Adyton ein, der Krypta unter der Mitte des Tempels, wo denn in der Tat Dämpfe einem Erdspalt entschwebten und nicht nur die Pythia selbst, sondern auch diejenigen berauscht haben sollen, die in einer Art von Vorraum die Antworten auf die gestellten Fragen erwarteten. Doch ist's, wie gesagt, möglich, ja es bleibt sogar zu vermuten, daß die Priesterschaft diese Weihrauchwolken selber erzeugt hat, etwa wie die Priester im Erechtheion von Athen das Rauschen des Quells nachmachten, von dem behauptet wurde, daß ihn Poseidon durch einen Stoß mit dem Dreizack aus dem Felsen hervorgerufen habe.

Es hat sich aber in Delphi niemals so sehr um ein Vorhersagen der Zukunft wie weit eher um die Beratung und Lenkung einzelner Personen und ganzer Staaten gehandelt. Die Einigung Griechenlands, politisch nie geglückt, ist von Delphi im religiösen Sinne vollbracht worden. Davon zeugen die zahllosen Geschenke, mit denen das Orakel bedacht worden ist. Sie waren in den Schatzhäusern zur Schau gestellt, die den Heiligen Weg durch den Tempelbezirk säumten. Längst sind sie nun alle geplündert, und Delphi liegt in Trümmern und gleicht einer ungeheuren, von den Phaidriaden herabgestürzten Schutthalde.

Aber gewaltig wirkt dies mit Bruchstücken aus Erz und behauenem Marmor untermischte Geröll noch immer auf das Gemüt des Menschen ein, nicht nur der Erinnerungen wegen, die selbst am geringsten Splitter haften, sondern auch, oder vor allem, zufolge der Großartigkeit der Bergwelt, die diesen Ruin umgibt. Delphi liegt in einem schluchtartigen Tal, das sich vom Golf von Itea gegen den Parnäß heraufzieht. Tief unten glänzt, wie ein Fluß, das Meer, und beschattete Meereswogen scheinen auch in die Schlucht selbst hereinzuschlagen. Es ist dies der dichte Oelweidenwald, dessen Kronen gekräuselttem Wasser gleichen. Die Hänge fassen ihn ein und steigen und steigen. Mit den beiden Phaidriaden oder Glanzfelsen sodann beginnt sich der Parnäß über den Resten des heiligen Bezirks, über den Sitzreihen des Theaters und des Stadions aufzutürmen, mit Wacholdergestrüpp, Föhren und Tannen nicht minder als die Nachbarberge bestanden, er allein aber schneegekrönt, in zwei Joche ausschwingend, großartig, der Sitz des Gottes, unnahbar. Helikon und Kithairon reihen sich ihm ostwärts an, ihrer jeder von göttlichen Wesen bewohnt.

Wie leer von Göttern sind doch unsere eigenen Berge!

IV

Theben

Doch sollen wir, nach Athen heimkehrend, belehrt werden, daß es wohl noch schlimmer ist, entheiligt zu werden als niemals heilig gewesen zu sein.

Wo nämlich der Weg am Eingang eines Städtchens unvermutet nach rechts und zwischen die Häuser hineinbiegt, nehmen wir den Stumpf eines offenbar mittelalterlichen Turmes wahr und finden uns gleich darauf in einer von Handwerkern, Automechanikern, Kaffeehausbesuchern und kleinen Kaufleuten belebten Straße. Etwas schlammig und etwas staubig zugleich ist sie, nicht gerade unsauber, aber bedeutungslos und banal. Wie heißt dieser Ort? «Thiwi» wird uns bedeutet; und wir haben ihn längst hinter uns und nähern uns bereits dem Kithairon, als uns klar wird, daß dies die Stadt Theben gewesen sein müsse.

Das siebentorige Theben, die Stadt Kadmons und der Labdakiden, der Schauplatz der Tragödie des Oedipus und der Aufopferung der Antigone, der Herrschersitz über Bötien seit der Zeit von Trojas Sturz, der Geburtsort Pindars, die Heimat des Epaminondas, von Alexander dem Großen geschleift, von den Römern wiederbesiedelt, danach lange Zeit im Eigentume von Byzanz, 1040 von den Bulgaren, 1146 von den Normannen erobert, 1205 von einem Markgrafen von Montferrat, König von Thessaloniki, an die Herren von La Roche verliehen, wenig später im Besitze der Herren von Saint-Omer, die das Schloß, von welchem der Turm, den wir gesehen haben, der letzte Rest ist, mit solcher Pracht erbauten, «daß darin ein Kaiser mit seinem ganzen Gefolge hätte wohnen können», Hauptstadt von Attika, 1308 ein Lehen Gautiers von Brienne, 1311 von Roger Deslaur genommen, zur Zeit der Türken zu einem hoffnungslosen Nest herabgesunken, als das es sich, trotz allem Motorenlärm, oder eben deshalb, noch immer darstellt, bevölkert von Provinzgriechen, die vor den Kaffeehäusern auf Strohstühlen sitzen und daheim ihre Weiber arbeiten lassen...

Wieviel wird denn wohl von unseren eigenen Städten übrigbleiben, wenn vom goldenthronenden Theben so wenig übriggeblieben ist!